

Augustiner

Heft Nr. 24 | Februar 2026



Wer

bin

ich

?



Foto: Lola Gomez/CNS photo/KNA

Liebe Leserin, lieber Leser,

kann man als Augustiner Papst werden? Seit dem 8. Mai 2025 wissen wir, die Antwort heißt »Ja!«. Muss sich ein Augustiner, der Papst geworden ist, verändern? Ob er das muss, ist die Frage, dass ihn das Amt verändern wird, liegt wohl in der Natur des Amtes. Was die Wurzeln seiner Identität sind, wird sich zeigen. Papst Leo XIV. zumindest betont immer wieder, dass er Augustiner ist und bleiben wird. Er sucht die Nähe der Brüder und der Gemeinschaft. Dennoch werden das Papstamt und die damit verbundenen Aufgaben und Rollen seinem Leben eine neue Richtung geben und ihn prägen. Seine augustinische DNA – um dieses Bild zu gebrauchen – wird er nicht verlieren. Doch Umfeld, Habitus, Gewohnheiten, Aufgaben und die Vorgaben, die mit seinem Amt verbunden sind, werden zunehmend prägend sein und der Grundprägung neue Nuancen hinzufügen. Seine »Identität« wird, ja muss sich vielleicht zwangsläufig verändern. Er wird nicht bleiben, der er vor seiner Wahl war. Er wird anders werden – wie auch immer.

Und damit sind wir – endlich – beim Thema unseres neuen Heftes: Wie bin ich geworden, der/die ich bin? Was prägt eine Person und Persönlichkeit? Wer ist Ich? Was macht mein Selbst aus? Wie stehe ich in dieser Welt und gehe ich durch diese Welt? Damit wollen wir uns hier beschäftigen.

Thomas Müller beginnt mit uns diesen Weg. Wie bin ich geworden? Wie werde ich weiter? Warum verändern wir uns? Es gibt Prägungen, die uns ein Leben lang begleiten. So manches wandelt sich aber auch. Wir sind im Werden – ein Leben lang. Mal sind es große Schritte, mal kaum sichtbare Bewegungen.

Wie eine fremde Kultur, ein fremdes Land diese Veränderungen beeinflusst, beschreibt dann *Nadège Kusanika* in ihrem Beitrag. Sie ist in der Demokratischen Republik Kongo geboren und mit 15 Jahren nach Deutschland gekommen. Sie hat erfahren, wie sehr Identität sich entwickeln kann und wandeln kann, wenn man auf der Suche ist, wo man hin- und dazugehört.

Was uns Augustiner prägt und unsere Identität ausmacht, beschreibt *Br. Alfons OSA* am Beispiel des »Ent-Wurfs« – eines Textes, den wir Augustiner vor vielen Jahren in Deutschland gemeinsam verfasst haben. Er sollte unser Selbstverständnis aufzeigen und zugleich Orientierung sein. Eine Konkretion dessen beschreibt in seinem Beitrag anschließend *Br. Jeremias OSA* zusammen mit *Mitgliedern der Gemeinde der Brunnenkirche* in Erfurt. Es ist eine Facette, wie Augustiner ihre Iden-

tität leben – und manch andere Facetten, wie Augustiner sind, können Menschen überall da erfahren, wo sie uns begegnen.

Eine weitere Form Identität stiftender Zugehörigkeit beleuchtet *P. Hans Ulrich Steymanns OP*: die Zugehörigkeit zu einer religiösen Gruppe, in diesem Fall dem Volk Gottes. Die Entwicklung und Werdung des Volkes beeinflusst bis heute das Selbstverständnis und das alltägliche Leben aller, die in dieser religiösen Tradition stehen.

Nicht grundlegend, aber doch spürbar anders ist dieser Einfluss zur Zeit des hl. Augustinus auf jene, die sich in den wirren Zeiten der Völkerwanderung zum Christentum bekennen. *Notker Baumann* schaut auf die Schrift des hl. Augustinus »Vom Gottesstaat«. Es geht um christliche Identität im Auf und Ab der Geschichte.

Anna Kräbe, geboren als die sogenannten neuen Bundesländer gerade noch DDR genannt wurden, erzählt danach von den Veränderungen, die der Umzug von Ostdeutschland nach Unterfranken mit sich brachte. Sie nimmt uns mit in eine bunte und spannende Identität, die in Bewegung, Entwicklung und im Wandel ist.

»*Aaron ist ein Mann. Das war er schon immer. Geboren wurde er im Körper eines Mädchens.*« Mit diesen Worten beginnt das Interview, das *Br. Michael* mit *Aaron* geführt hat. Er lässt uns teilhaben an den Gefühlen und Entwicklungen auf dem Weg zu einer bewussten »*Trans-Identität*«.

Und natürlich gibt es wieder die Nachrichten aus der Welt der Augustiner. Schließlich ist zwischen Mai 2025 – mit der Wahl von Leo XIV. – und September 2025 – dem Monat mit dem Generalkapitel des Ordens – bis zum Erscheinen dieser Ausgabe einiges geschehen, von dem zu berichten ist.

So wünsche ich Euch und Ihnen auch im Namen aller Mitglieder des Redaktionsteams eine angenehme und anregende Lektüre dieser hier vorliegenden 24. Ausgabe des AUGUSTINERs und natürlich alles Gute und Gottes Segen für ein friedliches Jahr 2026.

Ihr/Euer

P. Lukas OSA

Impressum

Herausgeber: Provinzialat der Augustiner, Dominikanerplatz 2, 97070 Würzburg | Mail: info@augustiner.de

Redaktion: P. Lukas Schmidkunz OSA, Br. Alfons Tony OSA, P. Dr. Christian Rentsch OSA, Br. Michael Clemens OSA

Satz und Layout: Br. Carsten Meister OSA

Fotos, Grafiken: Wenn nicht anders angegeben: Augustiner, Midjourney oder privat

Auflage: 7000 Stück | **Druck:** klimaneutral produziert durch bonitasprint, Würzburg

Erscheinungsweise: ein- bis zweimal jährlich

Für Druck- und Portospenden: IBAN: DE20 7509 0300 0003 0151 06, BIC: GENODEF1M05, Stichwort: Ausgabe AUGUSTINER

Was ist »Identität«

Thomas Müller

Wie wurden wir, wer wir sind? Waren wir früher anders als heute? Und wie und wer werden wir wohl in einem Jahr oder Jahrzehnt sein? Zahlreiche Theorien versuchen Antworten auf diese Fragen zu geben, und eine der ältesten Diskussionen dreht sich dabei darum, welche Aspekte unserer Persönlichkeit den Genen geschuldet sind und was auf äußere Einflüsse wie Umgebung, Lebensumstände, Zeitgeist oder Erziehung zurückzuführen ist. Zudem bestehen Theorien, die uns als verstrickt in Triebe und Konflikte ansehen, oder aber welche, die meinen, dass insbesondere das Maß an Belohnung und Bestrafung, das wir erfahren, dafür verantwortlich ist, wer wir sind. Und in philosophischen Überlegungen geht es bisweilen darum, ob wir immer schon eine Person sind oder erst zu dieser werden und was das Personsein vom Menschsein unterscheidet. Viele Überlegungen – und was gilt nun? Beginnen wir am Anfang, denn genau da liegt möglicherweise eine Antwort auf die Frage verborgen, wie wir wurden, wer wir sind.

Alles menschliche Leben beginnt mit Verbindungen und führt in der Schwangerschaft zu einer Bindung zwischen Kind und Mutter – verbunden durch die Nabelschnur. Mit der Entbindung und dem Durchtrennen der Nabelschnur entsteht für jedes Kind dann eine lebenslang währende, wenn auch sich verändernde Aufgabe: sich immer wieder neu mit sich selbst, mit anderen und der Welt zu verbinden. Und für die Eltern gilt, dem Kind so viel Sicherheit zu vermitteln, dass es sich immer wieder von seinen Eltern »entbinden«, die Welt entdecken und das eigene Leben zunehmend selbst gestalten kann. Dass Verbindungsversuche auch von Brüchen und Widersprüchen geprägt sind, davon zeugen zahlreiche Verstrickungen und Verflechtungen im Leben eines jeden Menschen.

Besonders unsere Alltagssprache verweist darauf, wie stark wir mit Bildern der Bindung verbunden sind: Man kann sich »an etwas oder jemanden binden«, »einen Bund mit einem anderen Menschen und Gott schließen«. Bei der Geburt wird »entbunden«, ebenso wie man sich von Pflichten »entbinden« kann. Bisweilen gilt es, sich oder auch andere zu »bändigen«. Und geht eine Freundschaft im Streit auseinander, spricht man davon, dass »das Band zerschnitten« sei. Weitet man den Blick auf diese Sprachbilder, wird deutlich, dass man in sich selbst, Zwänge, Lügen

und Widersprüche »verstrickt« sein kann, »ähnlich gestrickt« ist, den »Faden wieder aufnehmen« ebenso wie ihn verlieren kann. Nicht immer zieht sich ein »Roter Faden« durch das, was wir tun, aber bisweilen hängt etwas »am seidenen Faden«. Und »wenn alle Stricke reißen«, dann zeigt sich die Verbundenheit zwischen Menschen und zwischen Mensch und Gott im Besonderen. Umgekehrt halten wir vielleicht lieber Abstand, wenn wir mitbekommen, dass etwas »eingefädelt« wurde. Und manche Menschen, die das Leben nicht mehr ertragen, »nehmen sich den Strick«. Ein eindrucksvolles Beispiel für die Wirkkraft von Bindungen findet sich in St. Peter am Perlach in Augsburg: Maria löst in einem fast hoffnungslos verwirrten Band die unzähligen Knoten, die an sie herangetragen werden. Wer zu ihr kommt, hofft, dass sich alles Konflikthafte lösen und das Band des Lebens leicht und locker werden möge.

Stellte man sich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein Persönlichkeit eher als eine Art Ansammlung statischer Merkmale vor, die einem gegeben sind oder nicht, geht die Bindungstheorie heute davon aus, dass insbesondere frühe Beziehungen prägend dafür sind, wie wir uns entwickeln. Bindung gilt als ein unsichtbares emotionales Band, das zwei Menschen über Raum und Zeit spezifisch miteinander verbindet. Bekommt dieses Band Risse oder existiert es nicht, kann das fatale Folgen für die Entwicklung eines Kindes haben und sich im Erwachsenenleben stark auf Verbindungen zu anderen Menschen und die eigenen Lernprozesse auswirken. Das Bindungssystem ist vor allem gene-



»Maria Knotenlöserin«, Johann Georg Melchior Schmidtner (1625–1705)

tisch verankert und aktiviert sich zwischen den primären Bezugspersonen und dem Säugling während der Schwangerschaft und nach der Geburt. Es hat eine überlebenssichernde Funktion und zeigt, dass wir ohne andere nicht leben können. Allerdings kommt es in Folge darauf an, wie feinfühlig die primären Bezugspersonen, meist die Eltern, mit ihren Kindern umgehen. Dabei geht es weder um Überbehütung im Sinne von Helikoptereltern, die echte Verbundenheit verhindern, weil sie ihre Kinder nicht loslassen können – noch ist damit Vernachlässigung gemeint, sodass sich Bindungen überhaupt nicht einstellen können. Wer Kinder vernachlässigt, trägt dazu bei, dass sie immer frustriert sind und wenig Toleranz aufweisen. Wer überbehütet, trägt ebenfalls zu einer fehlenden Frustrationstoleranz bei, denn Kinder haben dann nicht gelernt, Bedürfnisse aufzuschieben und wichtige von unwichtigen zu unterscheiden. Feinfühlig sein, das ist kein berechenbares, für alle gleich geltendes Maß, und das kann es mit Blick auf die individuelle Lebensgeschichte von Men-

schen wohl auch nicht sein. Es geht um eine für das Kind angemessene Reaktion auf Grundbedürfnisse, also um eine taktvolle Nähe wie auch Distanz.

Um zu verstehen, wie wir zu dem Menschen geworden sind, der wir sind, wäre es hilfreich, sich an diese frühen Erfahrungen erinnern zu können. Wie war das, als wir ein oder zwei Jahre alt waren? Und wie war das, als unsere Eltern und Großeltern selbst so klein waren? Und: Können wir, wenn wir eigene Kinder haben, wirklich verstehen, was es bedeutet, ein oder zwei Jahre alt zu sein? Keiner kann sich an diese Zeit erinnern, als wir auf die Feinfühligkeit unserer Eltern angewiesen waren. Und doch sind es entscheidende Erfahrungen. Es ist wie mit einem unscharfen Foto von Eltern mit ihrem Kind. Man kann die Personen erkennen und doch im Detail nicht fassen. So verhält es sich auch mit den frühen Bindungen: Egal wie alt wir sind und zu welcher Persönlichkeit auch immer wir uns entwickelt haben, die frühen Erfahrungen wirken, und dennoch können wir sie nicht »scharfstellen«, uns an sie erinnern oder sie fassen.

Das Gegenstück zum Bindungsverhalten ist das Explorationsverhalten. Damit sind der Drang und unsere Neugier gemeint, die Welt zu erkunden, zu spielen und an verschiedenen Aktivitäten (mit Gleichaltrigen) teilzunehmen. Es kann nur aktiviert werden, wenn das Bindungsverhalten eines Kindes befriedigt ist. Ist ein Kind sicher mit seinen Bezugspersonen und damit mit sich selbst verbunden, ist die Voraussetzung für die Erforschung der Umwelt gegeben. Das ab dem siebten Monat zunehmend stärker werdende Explorationsbedürfnis soll dazu führen, dem Kind Raum zu geben, ihm dabei aber auch Halt und Sicherheit gewährende Grenzen zu setzen. Kinder üben sich darin früh ein, beispielsweise in Spielen wie dem »Hoppe, hoppe, Reiter«, im Wunsch, hochgeworfen und aufgefangen zu werden, und später dann in ihrer Lust am Schaukeln: loslassen, hinausschwingen, sich fallen lassen, Halt finden, zurückschwingen, aufgefangen werden. Diese wechselseitige Beziehung ist kein Phänomen, das nur in der Säuglingszeit besteht, ganz im Gegenteil: Die Bindungstheorie geht von einem Prozess für das gesamte Leben aus, in welchem die Spannung der zwei Pole von Bindung und Exploration immer wieder ausbalanciert werden muss. Ein wunderbares und ebenso geheimnisvolles Zeugnis dieser existentiellen Lebensbewegung legt das Fresko des sogenannten Schauklers im Kirchlein St. Prokulus in Naturns in Südtirol ab. Der Heilige hängt in der Luft an einem Seil und scheint zu schaukeln. Wer und was sich wirklich hinter diesem Fresko verbirgt, bleibt ein Geheimnis.



Das, was unsere Persönlichkeit ausmacht, ist also Ergebnis eines komplexen Wechselspiels. Es hat mit Erwartungen, mit Verhaltens- und Erlebensweisen zu tun und mit einem anhaltenden Gefühl für uns selbst. Wie sehen wir die Welt? Welchen Platz im Leben haben wir eingenommen und welche Gefühle der Verbundenheit mit uns, anderen und Gott tragen uns, verleihen unserem Leben Sinn?

Aber klingt das nicht auch etwas sehr vorbestimmt? Sind wir am Ende Opfer unserer frühen Bindungserfahrungen? Sicher nicht, aber prägend sind sie allemal, was sich wissenschaftlich gut belegen lässt. Trotz allen individuell unterschiedlichen Entwicklungs- und Lebensgeschichten sind die Muster, welche die Bindungstheorie herausgearbeitet hat, nützlich und erlauben Vorhersagen über künftige Entwicklungen. Wir tragen unsere früheren Erfahrungen mit uns, auch wenn wir uns dessen oft nicht bewusst sind. Sie lassen sich nicht löschen und nicht verändern. Sie sind keinesfalls ein Schicksal, dem wir ausgeliefert wären, noch haben Erfahrungen in späterem Alter keinen Einfluss. Das Fundament unserer Persönlichkeit bilden sie allemal.

Davon ausgehend und darüber hinaus sind wir als Menschen aber auch zur Transzendenz begabt, möchten dem eigenen Tun Sinn verleihen und sind durchwegs religiöse und spirituelle Wesen. So stellen wir uns von jeher die Frage

nach dem Sinn des Lebens oder danach, was nach dem Tod kommt, und machen Erfahrungen, die sich rational nicht erklären, wohl aber spirituell deuten lassen. Eine Verbundenheit mit uns selbst kann wohl nur gelingen, wo es auch eine Verbindung mit etwas Höherem gibt, mit etwas, das über das eigene Selbst hinausweist, und nicht umsonst ist an Weihnachten vom Wunder der Geburt die Rede – ein Fest der Entbindung und eines entstehenden Bundes. Kinder durchlaufen Entwicklungsphasen, die stark mythisch und später magisch geprägt sind, bevor sich das Rationale Bahn bricht. Und auch im Erwachsenenalter bleibt die Sehnsucht nach Erzählungen und Erfahrungen, die über uns selbst hinausweisen, groß und besteht neben allem Rationalen weiter. Dass wir Menschen mehr oder weniger stark mit einer transzendenten Wirklichkeit verbunden sind, lehren in verschiedener Hinsicht nicht nur die großen Religionen, sondern auch Wissenschaftsdisziplinen wie die Quantenphysik oder die Neuropsychologie. Mit sich selbst verbunden zu sein meint, sich mit allem und allen zu verbinden – auch mit Gott.

Wie also wurden wir, wer wir sind? Ganz sicher hat die Antwort, wie eingangs erwähnt, mit unseren Genen, aber auch mit Umwelterfahrungen zu tun. Sicher ist auch, dass es wesentlich darauf ankommt, wie und an wen und was wir uns im Leben binden können. Und doch bleibt die Antwort auf diese Frage auch ein wunderbares Geheimnis der Schöpfung. Vielleicht wurden wir gar nicht, wer wir sind, müssen auch gar niemand werden, weil wir immer schon sind.

■



Thomas Müller, Dr. phil. habil., *1975, ist apl. Professor am Lehrstuhl Pädagogik bei Verhaltensstörungen der Universität Würzburg und der Augustinerkirche in Würzburg sehr verbunden.



Zwischen zwei Welten

Nadège Kusanika

Mit 25 Jahren bekam das Wort »*Identität*« für mich eine neue Bedeutung. Davor hatte ich es zwar gehört, verwendet, vielleicht sogar diskutiert. Doch wirklich verstanden, wie tief es wirken kann, hatte ich nicht. Ich dachte, Identität sei vor allem eine Frage der Zugehörigkeit: zu einem Ort, einer Gemeinschaft, einer Religion oder einem Land. Doch es geht eigentlich um etwas anderes.

Ich bin in Lubumbashi in der Demokratischen Republik Kongo geboren. Aufgewachsen bin ich in der Hauptstadt Kinshasa. Mit 15 Jahren kam ich nach Deutschland, um meinen Vater kennenzulernen. Für mich stand fest: Ich bin

Kongolesin. Ich identifizierte mich klar mit dem Kongo – ohne Zweifel. Das war nichts Negatives. Der Kongo hatte mich nicht nur geboren, sondern auch geprägt. Meine Sprache, meine Sinne, mein Blick auf die Welt. All das war kongolesisch. Mich davon zu lösen hätte sich angefühlt, als würde ich einen Teil von mir selbst verlieren.

Doch als ich nach zehn Jahren zum ersten Mal wieder in den Kongo zurückkehrte, spürte ich sofort: Etwas hatte sich verändert. Schon am Flughafen wurde mir bewusst, dass ich eine Fremde war. Wie ich ging, sprach, die Menschen ansah, all das hatte sich unmerklich gewandelt. Deutschland hatte Spuren hinterlassen, ohne dass ich es bemerkt hatte.

Ich erinnere mich genau an eine Szene auf einem Markt in Kinshasa, zusammen mit meiner Cousine. Es war heiß, geschäftig, voller vertrauter Gerüche und Stimmen. Bevor wir losgingen, bat sie mich, nichts zu sagen. »*Man hört es*«, meinte sie und deutete auf meinen Akzent, der verriet, dass ich nicht mehr ganz von hier war. Ich nickte still. Doch irgendwann hielt ich es nicht mehr aus und sprach ein einziges Wort. Und sofort veränderte sich die Atmosphäre.

Die Verkäuferinnen verlangten plötzlich das Dreifache des Preises. Kein Lächeln mehr, kein »*mwana ya mboka*« – kein »*Kind des Landes*«. Nur noch die Fremde aus Europa. Ich war schockiert. Noch vor zehn Jahren hatte meine Mutter mich allein auf denselben Markt geschickt. Ich war ein Kind, doch ich konnte verhandeln, mich behaupten. Und jetzt? Ein einziges Wort reichte, um all die fremden Einflüsse in mir offenzulegen.

In diesem Moment wurde mir klar, wie tief die Veränderung in mir vorgedrungen war – und wie sehr sie von außen wahrgenommen wurde, selbst wenn ich sie selbst kaum benennen konnte. So begann meine Identitätskrise. Zum ersten Mal stellte ich mir ernsthaft die Frage: Wer bin ich, wenn ich in keinem Land wirklich dazugehöre? Wenn ich im Kongo fremd bin, aber in Deutschland nie ganz angekommen. Wo ist mein Platz?



Fragen der Identität und Selbstfindung begleiten uns ein Leben lang. Auch in meinem Buch »Unter derselben Sonne«, das am 12. März 2025 im Aufbau Verlag erschienen ist, habe ich mich mit diesen Themen beschäftigt. Darin erzähle ich von meiner Kindheit im Kongo, vom Ankommen in einem fremden Land und davon, wie sich Identität im Laufe des Lebens entfaltet.



Diese Fragen ließen mich monatelang nicht los. Ich fühlte mich zerrissen, nicht nur kulturell, sondern tief in meinem Inneren. Zweifel nagten an mir, Heimatlosigkeit schien wie ein Schatten, der mich begleitete. Ich war nicht »entweder–oder«, sondern »dazwischen«. Und dieses Dazwischen war schwer auszuhalten.

Immer wieder versuchte ich mich anzupassen, ohne meine Wurzeln zu verleugnen. Doch nach und nach wurde mir klar: Anpassung allein schafft keine Identität. Ich lebte im Spagat zwischen Erwartungen und Erfahrungen, zwischen Gewohnheiten und Erinnerungen. Mehrsprachig war ich, doch oft fehlten mir die Worte, um mich selbst zu beschreiben.

In Gesprächen mit Freundinnen merkte ich, dass viele diesen inneren Konflikt kannten. Nicht nur Migrantinnen, sondern auch Menschen, die zwischen Generationen, Lebenswelten oder gesellschaftlichen Rollen pendelten. Diese Erkenntnis war tröstlich. Ich war nicht allein.

In Deutschland begegnete ich vielen Deutschen, die nicht verstanden, weshalb sich Migrantinnen in ihrer eigenen Sprache unterhalten, anstatt Deutsch zu sprechen. Oder warum sie das Essen ihrer Heimat bevorzugen statt Klößen und Bratkartoffeln. Oder weshalb bei Hochzeiten und Feiern Lieder aus ihren Ländern gespielt werden statt Helene Fischer. Jeder, der vom Leben getrieben wird, nach besseren Möglichkeiten für sich und seine Familie zu suchen, ist innerlich so zerrissen zwischen den Welten, dass er sich nach allem klammert, was ihm ein Stück Heimat und damit auch ein Stück Identität zurückgibt.

Mit der Zeit begann ich, mich zu fragen, wer ich wirklich bin. Statt mich über Herkunft oder

Nationalität zu definieren, sah ich mich zunehmend als Mensch. Und ich erkannte: Zwischen zwei Welten zu leben ist kein Makel, sondern ein Geschenk. Es fordert mich heraus. Und es befähigt mich, Brücken zu bauen.

Diese Frage nach Identität ist kein Ziel, sondern ein Prozess. Die Person, die ich gestern war, bin ich heute vielleicht nicht mehr. Wir verändern uns, wachsen, passen uns an, verlernen und lernen neu. Identität ist beweglich. Und gleichzeitig zutiefst persönlich. Es gibt einen inneren Kern, der bleibt; mehr als Sprache, Pass oder Herkunft. Ich glaube, dieser Kern ist vorgegeben. Unsere Aufgabe ist es, ihn zu entdecken, jenseits dessen, was andere von uns erwarten.

Ich hörte auf, mich entweder als Kongolesin oder Deutsche zu sehen. Stattdessen begann ich, mich als Mensch zu begreifen.



Zwischen zwei Welten zu leben bedeutet für mich, Geschichten zu erzählen – meine, aber auch die derer, die oft überhört werden.

Ich bin zur Erzählerin meiner eigenen Geschichte geworden, denn niemand sonst kann sie so erzählen wie ich. Ich schreibe, weil ich mich erinnern will – und weil ich möchte, dass andere sich wiederfinden. Ich bin beides und noch viel mehr. Nicht halb dies und halb das – sondern ganz ich.

Meine Identität ist kein festes Etikett, sondern eine Geschichte, die ich mir immer wieder neu erzählen muss – im Dialog mit mir selbst und der Welt. Sie ist nicht etwas, das man einmal definiert und dann für immer so lässt. Sie verändert sich mit dem, was ich lebe, woran ich mich erinnere und was ich weitergeben will. Es geht bei Identität daher auch immer um eine Suche.

Im Zentrum meiner Suche steht ein Gedanke, der mir Orientierung gibt: »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.« Dabei geht es mir nicht um einen moralischen Appell, sondern um eine tiefe Wahrheit – und einen inneren Maßstab. Denn Identität, die sich nur über Äußerlichkeiten oder Kategorien definiert, bleibt brüchig.

Für mich beginnt Nächstenliebe mit Selbstliebe – und in dieser steckt vor allem eines: Mitgefühl. Mitgefühl mit mir selbst, wenn ich zweifle, falle oder kämpfe. Mitgefühl mit anderen, wenn sie nicht so sind, wie ich es mir wünsche. Gerade dieser Umstand zeigt, wie viel Mitgefühl es braucht, um einander wirklich mit Verständnis zu begegnen – statt mit Herablassung oder Vorurteilen. Denn nur wenn wir die inneren Kämpfe und die Zerrissenheit des anderen sehen, können wir echte Verbindung schaffen. Wenn wir uns selbst mit Mitgefühl begegnen, öffnen wir einen Raum für echte Verbindung, frei von Urteil, getragen von Verständnis. Auf einer solchen Verbindung beruht dann auch die Identität, die Verbindung zwischen Kulturen, Menschen.

Für mich ist das der eigentliche Maßstab von Identität: Nicht, woher ich komme, sondern ob ich die Facetten, die Kulturen in mir verbinden kann, letztlich, ob ich liebe. Mich selbst und den

Nächsten. So nämlich kann ich, fest in meiner eigenen Identität stehend, den anderen mit Respekt und Würde begegnen.

Identität beginnt dort, wo ich mich nicht mehr erklären muss, sondern einfach sein darf – vielschichtig, widersprüchlich, lebendig.

■



Foto: Bernd Fuhrich

Nadège Kusanika, * 1988 in Lumbumbashi/Demokratische Republik Kongo, studierte Rechtswissenschaften in Würzburg. 2022 erhielt sie ein Stipendium der Bayerischen Akademie des Schreibens und debütierte mit ihrem Roman »Unter derselben Sonne«. Derzeit arbeitet sie an ihrem zweiten Buch.



Eine um Gottes Willen versammelte Gemeinschaft

Unser Selbstverständnis als Augustiner

Br. Alfons OSA

Solange ich mich erinnern kann – und es sind jetzt immerhin 45 Jahre, seit ich in den Augustinerorden eingetreten bin –, beschäftigt uns Augustiner die Frage, wer wir sind, was uns als Ordensgemeinschaft im Sinne des heiligen Augustinus ausmacht, wie wir uns als Augustiner selbst verstehen, was unser spezifisch augustinisches Charisma sein könnte – solange ich mich erinnern kann, beschäftigt uns die Frage nach der eigenen Identität.

Erste Hinweise, um der Frage nach einer augustinischen Identität auf die Spur zu kommen, könnte ein Blick auf die geschichtlichen Wurzeln unserer Ordensgemeinschaft sein, wie sie sich in Augustinus und seiner Vorstellung vom klösterlichen Leben und der Gründung des Ordens in seiner heutigen Form im 13. Jahrhundert zeigen.

In der von Augustinus wohl um das Jahr 397 verfassten Klosterregel geht es ihm weniger um detaillierte Regelungen für das alltägliche Leben (die gibt es freilich auch und wollen auf ihre zugrundeliegende Bedeutung befragt und in unsere Zeit übersetzt sein), sondern vielmehr um die spirituelle Ausrichtung eines im Sinne Augustins klösterlichen Lebens. Augustinus formuliert darin Leitlinien für die Gestaltung eines Lebens in Gemeinschaft, die für ihn keine abstrakte Größe ist, sondern Menschen mit ganz unterschiedlicher Herkunft, Prägung und individuellen Bedürfnissen in Beziehung zueinander setzt. Daraus ergibt sich eine Dynamik, die für Augustinus ein Prozess auf Gott hin ist und in dem Gott selbst wirksam ist. Gestaltet wird dieser Prozess durch Rücksichtnahme aufeinander, durch die gelebte materielle und geistige Gütergemeinschaft, durch die Wahrnehmung von Verantwortlichkeit füreinander und mit der Bereitschaft, mit Konflikten positiv umzugehen. Das Leben in brüderlicher Gemeinschaft zu teilen und als Prozess auf Gott hin zu gestalten, diesen Prozess lebendig zu erhalten, wäre also der innere Kern unserer Identität als Augustiner auch in unserer Zeit. Das mag vielleicht banal und einfach klingen, bedarf aber doch nicht wenig an Aufmerksamkeit und Energie des Einzelnen wie auch der Gemeinschaft.

Nach dem Blick auf die Klosterregel Augustins ergeben sich weitere Hinweise durch die Neugründung des Augustinerordens im 13. Jahrhundert. Nachdem die von Augustinus in Nordafrika gegründeten Klostergemeinschaften durch die Wirren der Völkerwanderung untergegangen waren, wurde der Augustinerorden im Jahr 1256 in seiner heutigen Form gegründet. Hintergrund waren gesellschaftliche Umbrüche, die durch das schnelle Anwachsen der Städte als Handelszentren und durch die Ausbildung von neuen bürgerlichen Organisationsstrukturen im Gegenüber zum Adel

bestimmt waren. Um als Kirche diesen neuen gesellschaftlichen Herausforderungen zu begegnen, schlossen sich auf Vermittlung von Papst Alexander IV. verschiedene kleinere Gemeinschaften, die zumeist bereits nach der Augustinusregel lebten, zu der neuen Ordensgemeinschaft der Augustiner zusammen. Uns Augustinern ist es also sozusagen ins Stammbuch geschrieben, wach zu sein für gesellschaftliche Entwicklungen und Umbrüche und auf die veränderten Lebensumstände der Menschen und ihre Nöte immer wieder neu einzugehen. Das ist sicher ein hoher Anspruch, den einzulösen wir nicht immer imstande sind. Aber es gilt, diesen mit der Neugründung des Ordens verbundenen Auftrag, gesellschaftliche Veränderungen wahrzunehmen und darauf einzugehen, für unsere Zeit nicht aus dem Blick zu verlieren.

Jenseits dieser Überlegungen, die sich aus dem Blick auf die geschichtlichen Wurzeln unserer Identität als Augustiner ergeben, hatten wir Augustiner uns vor Jahren für einige Tage getroffen, um bei einer Provinzversammlung miteinander ins Gespräch zu kommen, wie wir uns als Augustiner verstehen könnten. Es war die Zeit, als es allorten üblich war, ein Leitbild zu erstellen. Das aber wollten wir bei dieser Zusammenkunft ausdrücklich nicht. Wir wollten vielmehr einander begegnen und im persönlichen Austausch herausfinden, wie sich der Einzelne und wir als Gemeinschaft als Augustiner uns verstehen könnten. Und das war ein spannender und sehr lebendiger Prozess, der über mehrere Tage lief. Am Ende stand eine Zusammenfassung der Gedanken, in der sich alle wiederfinden konnten, eine Momentaufnahme augustinischen Selbstverständnisses, die für mich bis heute nichts an Aktualität verloren hat:

Wofür wir stehen:

ein Ent-wurf

*Im Vertrauen zu Gott,
der Leben schenkt und jeden Einzelnen zum Leben ruft,
suchen wir mit unserer je eigenen Geschichte
in einer Brüdergemeinschaft unseren Weg.*

*In dieser um Gottes Willen versammelten Gemeinschaft
darf und soll jeder seine persönlichen Begabungen entfalten.*

*Gottes Barmherzigkeit lädt uns ein,
in Aufmerksamkeit und Wertschätzung einander zu begegnen,
ja, Freundschaft zu wagen,
gemäß dem Wort des heiligen Augustinus:
»Ehrt in Euch gegenseitig Gott, Ihr seid sein Tempel geworden.« (reg 1,8)*

*So werden die Entwicklung von Lebensmöglichkeiten
und das Wachsen der Persönlichkeit des Einzelnen
wie der Gemeinschaft gefördert.*

*Offen für die Welt, in der wir leben,
lernen wir miteinander, in Begegnungen
die Lebenssituationen besser zu verstehen,
das Heilswirken Gottes
im Menschen,
in der Kirche,
in der Gesellschaft
zu erkennen und entsprechend zu handeln.*

ein Ent-wurf

Wofür wir stehen:

Mitwirken statt Mitarbeiten

Brunnengemeinde der Augustiner in Erfurt



In Erfurt hat sich um uns Augustiner in den letzten zwölf Jahren eine Art Kloster-gemeinde geschart. Man gehört dazu, weil man möchte. Eine Gemeindekartei gibt es nicht. Gremien ebenso wenig.

Beim Umzug in die Brunnenkirche vor vier Jahren stellten wir uns die Frage: Wer sind wir, was wollen wir? Wie können wir das Evangelium leben und verkünden? Was hat sich bewährt, und was könnte besser werden? Welche Struktur brauchen wir, um eine synodale Basisgemeinde zu sein?

»Nur so viel (formale) Struktur wie nötig und so viel Offenheit wie möglich«, lautet bis heute die Faustregel. Statt gewählter Gremien gibt es monatlich die Gemein-deversammlung in der Brunnenkirche. Am großen Tisch wird alles besprochen. Hinzukommen, mitreden und mitentscheiden kann jede und jeder, die/der sich der Gemeinde verbunden fühlt. Im Fokus steht die spirituelle Ausrichtung und Besinnung, wofür wir als Gemeinde leben.

Es gab auch Widerspruch: Wer noch nicht lange bei uns ist, sollte auch nicht mitentscheiden! Unsere Antwort heißt stets: Die Resonanz in der Gemeinde ent-scheidet, was umgesetzt wird. Sonst war es vielleicht eine gute Idee, aber eben nicht mehr. Besonders durch die Gemeindeversammlung erkenne ich als Leiter, was ge-rade dran ist.

Habe ich vergessen, dass wir eine ökumenisch geprägte Gemeinde sind? Nein. Aber darüber muss man nicht ständig reden. Wer dauernd die Ökumene betont, unterstreicht damit die Unterschiede. Wir sind täglich und in unterschiedlichsten Kombinationen gemeinsam unterwegs. Unwichtig, welcher Konfession jemand an-gehört (oder ungetauft ist): Wir sind als Gemeinde um Christus versammelt. Er ist die Mitte. Von ihm her erhält unser Engagement die Kraft.

Wir teilen wieder in jeder heiligen Messe Brot und Wein, kommunizieren im Kreis, das Blut Christi aus Einzelbechern. Die Form entstand in einem längeren

Reflexionsprozess. Dass Altar und Ambo sowie die Stühle in der Ellipse stehen, passt zur Art, wie wir Gemeinde sein wollen. Diese Sitzordnung erleichtert es auch, dass wir neue Menschen wahr-nehmen und ansprechen. Das klappt immer besser.

In Orga und Büro arbeite ich mit Marion Herzberg eng zu-sammen. Es ist ein Glück, dass wir sie für diese Aufgabe gewin-nen konnten. Mitarbeit heißt in der Brunnengemeinde mitwir-ken. Niemand muss mir helfen, sondern es bekommt Platz, was in der Gemeinde Resonanz erzeugt. Die Verantwortung für die Umsetzung übernehmen diejenigen, die es eingebracht haben – mit denen, die mittun wollen. Das prägt meine Rolle als Gemein-deleiter. Bei mir laufen zwar die Fäden zusammen. Ich bin aber vor allem Seelsorger. Dafür ist der Großteil meiner Zeit reserviert.

Es ist attraktiv, in der Brunnenkirche mitzuwirken. Es gibt eine sehr hohe Bereitschaft zum Engagement – und sei es, das Ge-meindeleben im Gebet mitzutragen. Evangelische Pastoren und Pastorinnen, katholische Priester im Ruhestand und Laien, die es einfach gut können, predigen und übernehmen Gottesdienste und Wort-Gottes-Feiern. So entsteht eine Vielfalt, die der Ge-meinde guttut. Auch ich bin froh, immer wieder andere hören zu können und so selbst Lernender zu bleiben

Cordula Schonert-Sieber, Theologin, Philologin, Pädagogin und Mutter, beschreibt die Identität(en) der Brunnengemeinde so:

»Seit der Wahl Leos XIV. zum Papst wird oft gefragt, was au-gustinische Prägung ausmacht. Lässt sich sagen, was an unserer Ge-meinde typisch augustinisch ist? Hier ein persönlicher Versuch in drei Spuren:

Gemeinschaft: Dass die Brüder jederzeit ansprechbar sind und sich Zeit für Einzelgespräche nehmen, ermutigt uns, gemeinsam da-nach zu suchen, was es bedeutet, als Getaufte füreinander und für die Welt priesterlich zu leben. Wir muten einander unsere unter-schiedlichen Prägungen zu, versuchen aneinander zu lernen, unsere je eigene Stimme zu finden und mit Spannungen zu leben. Knien – stehen – sitzen: zum Brotbrechen wählt jede:r die ihr/ihm ange-messene Haltung. Nicht, dass wir uns auf einen Stil einigen können, verbindet, sondern der Raum, das je Eigene zu finden und zu leben.





Neu in der Brunnen-Gemeinde: lebendiges Wasser für Körper und Seele

Liebe Laurin, vor zwei Jahren bist du zum ersten Mal in die Brunnengemeinde gekommen – wie kam es dazu?

Damals war ich neu in Erfurt, kannte niemanden, hatte gerade eine neue Arbeit begonnen und steckte in einer Trauerkrise. Der Name Brunnenkirche und die Uhrzeit für die Sonntagsmesse – 13 Uhr – waren mir sympathisch. Direkt beim Reinkommen fühlte ich mich wohl. Kaum hatte ich mich gesetzt, kam Bruder Jeremias auf mich zu: »Ich bin jetzt mal mutig: Würden Sie die Lesung übernehmen?« Nach der Messe sagte ich: »Ich bin jetzt auch mal mutig: Hätten Sie Zeit für ein Gespräch?«

Das Eis war gebrochen?

Da gab es gar keines! Immer wieder bin ich berührt vom achtsamen und warmherzigen Umgang miteinander. Es fällt auf, wenn jemand fehlt, weil er oder sie krank ist. Oder eben, dass ein neues Gesicht zaghaft zur Tür reinspitzt. Die regelmäßigen Gottesdienste an den Werk- und Sonntagen geben mir Halt und Kraft. Und bei praktischen Fragen wie Umzug, Fahrten zum Arzt etc. findet sich immer Hilfe. Der historische Brunnen ist nicht mehr sichtbar, aber die Gemeinde wird zum Brunnen.

Gab es ein besonderes Erlebnis mit der Gemeinde?

Ganz frisch die »Credo«-Ausstellung mit Werken von Albert Ultsch und die Gottesdienstreihe dazu, die von Gemeindemitgliedern gestaltet wurde. Inspiriert von den Kunstwerken teilten wir unser Suchen, Glauben, Fragen. Das wirkt noch heute in uns nach.

Was macht die Brunnengemeinde für dich aus?

Diese Gemeinde ist viel offener, als ich es bisher kannte: Es gibt z. B. keine Lektoren- oder Küsterpläne. Viele sind vertraut mit den nötigen Handgriffen. Wenn doch etwas fehlt, so ist es nicht dramatisch. Jemand wird es sehen und einspringen. Hierher kann ich kommen und mich einbringen. Und genauso einfach da sein, ohne dass ich etwas tun muss. Wenn man neu in eine Gemeinde kommt, ist das genial.

Ich wurde mit Anfang 30 getauft. Glaube spielt für viele meiner Freunde keine Rolle. Eine Freundin aus Brandenburg sagte nach einem Gottesdienst strahlend: »Ich versteh zwar nüscht, aber det is so schön!« Immer wenn sie in Erfurt ist, hat sie »Durst nach Brunnenkirche«. So muss Kirche für mich sein!

Die Fragen stellte Cordula Schonert-Sieber.

Ordensfeste, Anbetungsgottesdienste, philosophische Vorträge, Wort-Gottes-Feiern, Kunstausstellungen: Nichts muss für alle passen. Wem etwas wichtig ist, tut es einfach und nimmt andere mit. Wir versuchen zusammenzubleiben.

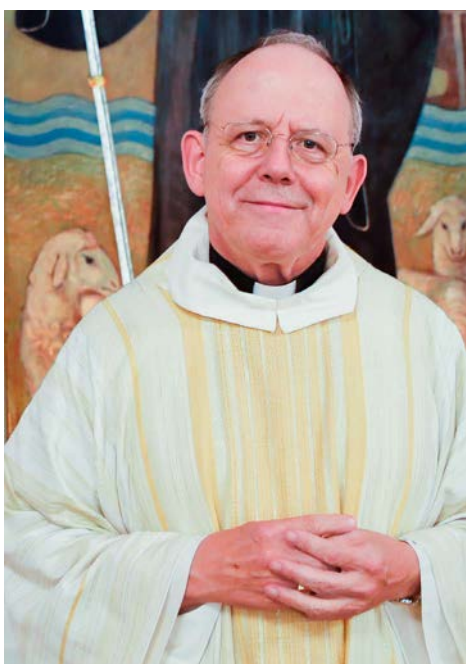
Herzlichkeit: Unsere Gemeinde soll keine eingeschworene Familie sein! Uns treibt die Frage um, ob wir konkret genug auf die Realitäten unserer Stadt bezogen sind, ob wir zugänglich sind für Menschen mit weniger Sitzfleisch und weniger Lust an ausgefeilten Diskussionen. Dabei ist es immer wieder eine Herausforderung, miteinander die Lasten zu tragen, die jede:r Einzelne mitbringt.

Wahrhaftigkeit: Uns verbindet die ernsthafte Suche nach dem, was wahr ist und was unser Leben trägt. Demokratie, Menschenwürde, Frieden: Große Fragen, die bei uns oben auf liegen, werden aufgegriffen und zum Thema gemacht. Denken und Glauben entwickeln sich. Oft können wir dankbar sein für herausfordernde, bereichernde Gesprächspartner:innen.

Gerade im konfessionsverbindenden Gespräch merken wir: Es trägt uns weiter, aufrichtig zur eigenen Perspektive und den eigenen Urteilen zu stehen, statt um des lieben Friedens willen zu verstummen.

Welcher Reichtum, in den großen Herausforderungen unserer Zeit nicht allein dazustehen, sondern einander beim Suchen nach konkreten Urteilen und Lösungen unter die Arme greifen zu können!«

■



Bischof Dr. Ulrich Neymeyr bei der Übergabe der Brunnenkirche am 1. September 2021:

»Die Brunnenkirche fordert geradezu auf, dass man hier Neues ausprobiert. Die Einrichtung lässt Vieles zu, was andernorts schwieriger wäre. Nutzen Sie das! Vielleicht machen Sie auch mal Fehler, aber davor dürfen Sie keine Angst haben.

Der Brunnen, den man hier zwar nicht mehr sieht, weil er überbaut wurde, erinnert an die gemeinsame Taufe der Christen. Das verbindet uns zutiefst miteinander. Der Brunnen erinnert auch an die Frau am Jakobsbrunnen (Joh 4), die von Jesus angesprochen wurde. Obwohl sich die Frau anfangs wehrt, führt Jesus das Gespräch mit ihr in die Tiefe. Behalten Sie die nicht-getauften Mitmenschen in Erfurt und Thüringen im Blick! Haben Sie keine Berührungsängste, auch wenn es manchmal mühsam ist! Wer weiß, ob der Herr nicht aus solchen Begegnungen Gutes erwachsen lässt!«



»My name is Anna and I was born in 1989!«

Identitätsentwicklung »Von Ost nach West« – Identität in Veränderung

Anna Krähe

Alle Swiftys mögen mir bitte diese Adaption aus dem *Eras-Tour*-Intro verzeihen. Keine Referenz auf ihre Alben klingt so in mir nach wie der Satz: »My name is Taylor and I was born in 1989«, mit dem Taylor Swift ihr Album »1989« im Reigen der *Eras Tour* ankündigt. Jedes Mal, wenn ich wieder in diese musikalische Reise abtauche, ruft meine innere Stimme mit: »My name is Anna and I was born in 1989!«

Auch ich bin 1989 geboren. Genauer gesagt im August, wenige Monate vor dem Fall der Berliner Mauer, und zwar in Magdeburg, im »neuen« Bundesland Sachsen-Anhalt. Auf meiner Geburtsurkunde steht »DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK«. Mein Impfpass ist kein gelbes Papierheft, sondern rot, »hardcover«, mit eingestanztem Hammer und Sichel. Ich bin im Sachsen-Anhalter Teil des Harzes zur Schule gegangen, und der nächste Grenzpunkt der ehemaligen innerdeutschen Grenze war ca. 17 km entfernt. In meiner Schulzeit erschien mir die Unterscheidung in Wessis und Ossis nicht mehr notwendig, aber normal. Alle Mütter meiner Schulfreund:innen haben gearbeitet. Kaum jemand, den ich kannte, hatte ein eigenes Haus. Niemand hatte einen Wäschetrockner, sondern man hing die Wäsche in den Keller oder »auf den Boden« – das ist der Bereich unterm Dach.

Als ich 14 war, hatte die Hälfte meines Jahrgangs Jugendweihe, und wir haben diesen besonderen Tag alle zusammen gefeiert. Ich habe das noch präsenter vor Augen als die Konfirmationen, auf denen ich zur gleichen Zeit war. Als ich mit 16 gefirmt wurde, feierten dann alle Jugendgeweihten und Konfirmierten mit mir. Der Titel des Theaterstücks, das mein Abiturjahrgang aus 1989/1990 Geborenen zum Ende unserer Schulzeit aufführte, war: »Die Wendekinder sagen auf Wiedersehen.« Wir spielten ein Stück, in dem wir auf die Geschichte unserer Schule, unserer Lehrer:innen und teils auch unserer Eltern in der DDR zurückblickten und am Ende den Mauerfall feierten. Indem wir all die Geschichten aus DDR-Zeiten verarbeiteten, die unsere Eltern, Großeltern, Familien und Bekannten uns erzählt hatten, und die üblichen Klischees aufgriffen, erschufen und karikierten wir eine Zeit und eine Welt, die es nicht mehr gab; in der wir nie bewusst gelebt hatten, die wir nur aus Büchern, dem Fernsehen und eben Erzählungen kannten. Und doch gehörte diese Welt irgendwie zu uns.

Seit 17 Jahren lebe ich nun »im Westen«. Ich wollte zum Studium nach Bayern, bin in Würzburg gelandet und inzwischen aus vollem Herzen Wahl-Unterfränkin. Es hat mich auch in all den Jahren nie zurückgezogen. Mit und durch Freund:innen, Studium, Beruf, (Augustiner-)Kirche u. v. m. ist Würzburg mein zweites »Erwachsenen«-Zuhause geworden, und fast nebenbei habe ich hier auch meine ostdeutsche Identität entdeckt. In ihrem Buch »Ostbewusstsein. Warum Nachwendekinder für den Osten streiten und was das für die Deutsche Einheit bedeutet« aus dem Jahr 2020 unternimmt Valeria Schöniä, Journalistin und 1990 in Sachsen-Anhalt geboren, eine Reise mit sich selbst, Gesprächspartner:innen und viel Literatur, um das »Ostdeutsch-Sein« der Generation »Nachwendekinder« zu ergründen. »Identität Ost«, schreibt sie darin, »ist eine Reaktion auf etwas: auf die Ossi-Momente. Auf den Weltenwechsel. Auf das Fernsehschauen« (S. 94).

Meine »Ossi-Momente« waren anfangs eher leise. Vor Studienbeginn hatte ich ein wenig befürchtet, dass es viele Ossi-Witze auf meine Kosten geben würde. Einmal habe ich mich richtig ertappt gefühlt, als die Mutter einer Studienfreundin schon nach ein paar Sätzen sagte: »Und du kommst bestimmt aus Ostdeutschland.« Am häufigsten fiel ich wohl als Ossi auf, wenn ich den Overhead-Projektor »Polylux«

genannt habe; irgendwann habe ich das sogar absichtlich gesagt. Mit Anfang 20 besuchte ich in Leipzig eine DDR-Ausstellung mit meiner besten (ostdeutschen) Schulfreundin und meinem besten (westdeutschen) Freund. Am Ende dieser Reise durch den DDR-Alltag wurden Videosequenzen vom Mauerfall gezeigt, und meine Schulfreundin und ich standen sehr lange, still und mit Tränen in den Augen da. Das war wohl das erste Mal, dass ich gespürt habe, wie tief dieser Moment der deutschen Geschichte auch Teil meiner persönlichen Geschichte ist – und wie mich das von den meisten meiner Studienfreund:innen, die fast ausschließlich in den alten Bundesländern geboren wurden, unterscheidet. Meinen 25. Geburtstag feierte ich



zum Thema ›25 Jahre Mauerfall‹, und die ganze Vorbereitung, die Dekoration, die Musik, das Essen waren eine Entdeckungsreise in eine mir vertraute fremde Welt. Ich las um dieses Jubiläum herum alles, was mir zum Thema unterkam. Dort begegnete mir zum ersten Mal die Aussage, jemand sei erst in Westdeutschland ostdeutsch geworden – ein Satz, der auch Teil meiner Identitätsfindung geworden ist. Valerie Schönian schreibt:

»Identität ist etwas Spannendes. Man wacht nicht irgendwann auf, und auf einmal liegt sie neben einem im Bett. Identität liegt nicht, sitzt nicht, man kann sie nicht anfassen und ihr morgens einen Kaffee kochen. Sie ist konstruiert. Also nicht so angeboren wie Haare. Nicht so fassbar wie ein Bett. Sie wird dadurch real, dass wir über sie reden. Oder über sie nachdenken.« (S. 94)

Mein Ostdeutsch-Sein ist inzwischen ein Teil von mir geworden, den ich bewusster wahrnehme und reflektiere; der prägt, was ich lese, mir anschau, worüber ich rede, wie ich mich positioniere. Dazu musste ich, denke ich, die Erfahrung des Andersseins, der Fremdheit und der Abgrenzung machen. Erst als ich meine ostdeutsche Heimat und das Selbstverständliche um mich herum hinter mir gelassen hatte, konnte ich mich selbst neu entdecken und tue das im Austausch mit und manchmal auch in Abgrenzung von meinem westdeutschen Umfeld bis heute.

›Identität‹ ist ein zentrales Thema unserer Zeit und einer Gesellschaft, deren Vielfältigkeit immer bunter wird. In einer solch pluralen Welt wird die Notwendigkeit zu fragen, wer wir sind, wer ich bin und wer du bist, immer drängender. Zugleich sind nicht nur die möglichen Antworten schwieriger, sondern auch, sein eigenes, buntes, vielschichtiges ›Ich‹ ins Wort zu bringen. Wir gehen damit ja ein Risiko ein: nämlich, in einer Schublade zu laden. Wer will schon reduziert werden auf diesen einen Ausschnitt oder auf die paar Dinge, die andere von uns sehen (wollen). Jedes ›Ich‹ und ›Wir‹ macht ja auch ein ›Du‹ und ein ›Ihr‹ auf. Dort zeigt sich dann eben auch, was uns trennt. Im Gespräch mit Valerie Schönian sagt Jana Hensel, die Autorin des Buches »Zonenkinder« es so:

»Ich mach die Spaltung, die ihr tagtäglich produziert, nur sichtbar. Und warum mache ich sie sichtbar? Weil ich sie überwinden will. Ich habe gelernt, ich kann sie nicht überwinden, wenn ich sie ignoriere. Wenn ich sie nicht thematisiere, geht sie nicht weg.« (S. 60)



Ich hatte das Glück, mit einem ›Anderssein‹ als Ostdeutsche in Würzburg eine sanfte, zumeist von Interesse und Unterstützung begleitete Reise in meiner Identitätsentwicklung machen zu dürfen. Diesen Entwicklungsraum haben viele Menschen heute – auch in Deutschland – so leider nicht. Umso mehr ist es mir ein Anliegen, mich und Menschen um mich herum dazu zu ermutigen, ihre Geschichten zu erzählen. Im Erzählen der eigenen Geschichten werden wir uns unserer je eigenen Identität bewusster, glaube ich.

Ich bin eine 36-jährige, heterosexuelle cis-Frau, ledig, katholisch, ostdeutsch, Wahl-Unterfränkin, Theologin, Promovendin; Swifty, Handwerkerin, Schola-Sängerin, Lektorin – ich bin all das; nicht immer alles gleichermaßen; nicht immer mit allem erkennbar. So ein flimmerndes Bild unseres Seins ist wunderbar! Genauso ist es eine Herausforderung, mit diesem Sein in all seinen Prägungen, Erfahrungen, Entscheidungen und Werten zu leben; zu akzeptieren, dass es sich verändert, mal die Spur wechselt, mal standfester und mal suchender ist. Um unsere Identität in ihrer Vielschichtigkeit und Dynamik zu wissen kann und sollte uns auch sensibel machen für unsere Nächsten, die ja sind wie wir. Ein bewusstes Ich kann – und muss, glaube ich – Basis sein für gegenseitiges Verständnis, Solidarität und letztlich für gelingende, lebendige Beziehungen jeglicher Art. ■



*Anna Kräbe, * 1989 in Magdeburg, studierte Katholische Theologie in Würzburg. Sie arbeitete als Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Kirchenrecht in Würzburg, Frankfurt a. M. und München.*



»Nicht jederman(n)s Weg, aber meiner!«

Aaron ist ein Mann. Das war er schon immer. Geboren wurde er jedoch im Körper eines Mädchens. Im Interview mit Br. Michael spricht Aaron über seine Identität und seinen Weg zu sich selbst.

Lieber Aaron, wie würdest du dich selbst beschreiben? Wer bist du?

Ich bin ein Mensch – ein liebevoller, ein offener, ein lebenswürdiger Mensch, der viel Liebe und Respekt zu geben hat. Und ich bin ein Mann. Klar, ich bin trans-ident, also ein Transmann. Aber darüber denke ich im Alltag gar nicht so viel nach. In erster Linie bin ich einfach jemand ganz »Normales«, wenn man das so sagen kann.

Und trotzdem hast du ja eine besondere Lebensgeschichte. Du bist biologisch gesehen als Mädchen auf die Welt gekommen und wurdest als Mädchen und dann als Frau identifiziert. Kannst du sagen, wann du gemerkt hast, dass du eigentlich ein Mann bist?

Ich kann nicht sagen, dass es diesen einen konkreten Moment gab. In meinem Unterbewusstsein war mir eigentlich schon immer klar, dass ich ein Mann bin. Aber ich konnte das viele Jahre lang – vielleicht die ersten zehn oder 15 Jahre meines Lebens – nicht so benennen. Mir fehlte schlicht das passende *Wording* dafür. Gerade im Kindesalter habe ich darüber auch nicht wirklich nachgedacht. So wie vermutlich auch eine Person, die biologisch männlich ist und eine männliche Identität hat, sich in dieser Zeit nicht besonders mit solchen Fragen beschäftigt. Ich würde sagen, ich habe mich einfach so ausgelebt, wie ich bin, und ganz selbstverständlich mein Leben geführt.

Ist diese Selbstverständlichkeit geblieben?

Schwierig wurde es irgendwann durch gesellschaftliche Einflüsse, durch Erwartungen von außen – zum Beispiel durch Lehrerinnen und Lehrer. Besonders

während der Pubertät wurde mir deutlich: Du wirst hier in Rollenbilder und Vorstellungen gedrängt, die eigentlich gar nicht zu dir passen.

Wie hast du diese Zeit empfunden?

Ich habe mich sehr alleingelassen gefühlt. Plötzlich konnte ich nicht mehr sagen, wo ich eigentlich hingehöre. Ich hatte das Gefühl, nirgends wirklich hinein-zupassen.

Wie bist du dann damit umgegangen?

Eine Zeit lang habe ich wohl eine Art Doppelleben geführt. Nach außen war ich jemand anderes als das, was ich innerlich empfunden habe. Irgendwann in der Pubertät habe ich mich dann als lesbisch geoutet. Von allem, was ich damals kannte, war dass das *Wording*, das am ehesten zu mir gepasst hat. Ich war biologisch ein Mädchen beziehungsweise eine Frau und habe eine Frau geliebt. Dieses Outing fiel mir total leicht, weil ich da sehr naiv und mit jugendlichem Leichtsinn herangegangen bin und mir dachte: Was kostet die Welt? Ich bin, wer ich bin, und ich liebe, wen ich will – und niemand kann mir da etwas. Mir war klar: Ich stehe auf Mädchen und werde als Frau wahrgenommen, also schien das Wort »lesbisch« zu passen. Und trotzdem war mir immer bewusst, dass da noch mehr ist und dass auch das nicht ganz stimmig war. Später kamen dann Existenzängste, gesellschaftlicher Druck und die Herausforderungen des Erwachsenseins hinzu. Deshalb hat es mich viel mehr Mut gekostet zu sagen: Ich bin ein Mann – und ich war es schon immer.

Und wann konntest du das zu dir selbst sagen?

Das war etwa 2015. Ab da war meine transidente Identität für mich vollkommen klar. Das war mein inneres Outing. Ich habe es den wichtigsten Menschen in meinem Leben erzählt, hatte aber lange Zeit nicht den Mut, damit wirklich nach außen zu gehen. Mein äußeres Outing kam erst später. Im Nachhinein hätte ich es gerne früher gemacht, aber man kann die Zeit nicht zurückdrehen. Heute bin ich damit sehr im Reinen.

Was war der Grund dafür, dass du so lange gewartet hast?

Ich hatte großen Respekt und auch Angst davor, dass Menschen, die ich liebe, sich von mir entfernen könnten. Dazu kamen viele Unsicherheiten: Beziehungen, Beruf, gesellschaftliche Erwartungen und meine persönliche Weiterentwicklung. Das war eine sehr schwere Zeit, in der ich mich völlig verloren gefühlt habe. Ich wusste nicht, wie es beruflich weitergehen sollte. Irgendwann habe ich ein Studium begonnen, war mir aber auch da nicht sicher, ob es das Richtige ist. Dann kam noch Corona dazu. Und schließlich dieses tiefe Hinterfragen – ich möchte es nicht direkt Identitätskrise nennen, aber schon die Frage, ob ich die Kraft habe, den Weg zu gehen, den meine Identität mit sich bringt. Das bedeutet ja Hormontherapie, Operationen und vieles mehr. Ich habe mich oft gefragt, ob ich das körperlich und mental schaffe. Irgendwann habe ich für mich entschieden, zuerst mein Studium abzuschließen und wieder auf festen Beinen zu stehen. So habe ich lange abgewartet – und dann irgendwann den Schritt konsequent gewagt.

Das heißt, du hast dich zum äußeren Outing und zu geschlechtsangleichenden Maßnahmen entschlossen.

Ja. Und dabei werden einem zunächst tausend Steine in den Weg gelegt. Man muss erst Therapeutinnen und Therapeuten sowie Ärztinnen und Ärzte finden, dazu kommen viele bürokratische Hürden. In meinem Ausweis steht inzwischen mein männlicher Name, und in meiner Geburtsurkunde ist der Personenstand ›männlich‹ eingetragen. Seit einigen Monaten bin ich in der Hormonersatztherapie. Das bedeutet, ich bekomme Testosteron in Form eines Gels, das ich mir jeden Abend auf die Haut, meist auf die Arme, auftrage. Als die ersten Wirkungen der Hormontherapie einsetzen – zum Beispiel, als meine Stimme tiefer wurde –, war für mich klar, dass ich meine Identität auch nach außen hin offen leben möchte. Mein Ziel war es eigentlich, es allen persönlich zu sagen, aber das habe ich leider nicht vollständig geschafft.

Warum ist es so wichtig, dass die innere Identität auch nach außen hin klar, sichtbar und lebbar wird?

Für mich hat das sehr viel mit Zufriedenheit zu tun. Ich weiß, dass ich ein Mann bin, und ich möchte auch zu hundert Prozent so wahrgenommen und akzeptiert werden. Das gehört für mich zu einem glücklichen und erfüllten Leben dazu. Außerdem möchte ich das, was mich geprägt hat und ausmacht, nach außen tragen – vielleicht auch, um es anderen leichter zu machen, denen es ähnlich geht und die möglicherweise verunsichert sind. Sie sollen ermutigt werden, sich Ziele zu setzen, ihren eigenen Weg zum Glück zu gehen und zu sehen, dass es auch nach schwierigen Phasen wieder besser werden kann.

Und dann stand ja bei dir im letzten Jahr noch ein weiterer großer Schritt an. Deine langjährige Freundin und du haben geheiratet. Mich beeindruckt und berührt es sehr, dass die schwierigen Phasen, von denen du erzählt hast, eurer Beziehung keinen Abbruch getan haben.

Wir waren vor unserer Hochzeit bereits zwölf Jahre zusammen. Mir war von Anfang an wichtig, ehrlich in diese Beziehung zu gehen. Deshalb habe ich ziemlich früh davon erzählt, was mich in Bezug auf meine Identität beschäftigt – auch wenn ich selbst gerade in der Anfangszeit, also vor 2015, noch nicht so gefestigt war. Meine Freundin war von Beginn an sehr offen und fein damit. Für mich war schon lange klar, dass ich sie heiraten möchte. Ich wollte das aber auch mit dem richtigen Namen und dem richtigen Personenstand tun. Deshalb hat es etwas länger gedauert, bis es schließlich so weit war.



Wenn du in die Gesellschaft schaust, stehen die Zeichen für Menschen deiner oder einer anderen queeren Identität auch auf »Es wird besser«? Was könnte da eher Sorgen bereiten?

Sorgen machen mir ganz klar politische Entwicklungen. Man muss nur nach Amerika schauen: Dort wurden Transpersonen aus dem Militär und aus vielen öffentlichen Diensten entlassen – grundlos. Auch bei uns habe ich die Sorge, dass wir uns wieder rückwärts entwickeln. Wir waren schon einmal weiter als heute, vielleicht vor dem Krieg oder auch noch vor etwa zehn Jahren. Ich erlebe eine zunehmende Engstirnigkeit: dass wir es nicht mehr schaffen, über unseren eigenen Tellerrand hinauszuschauen, dass Toleranz schwindet, dass die Sichtbarkeit von Minderheiten bewusst eingeschränkt wird und dass wir wieder anfangen, Menschen oder ganze Gruppen grundlos zu hassen.

Und gibt es auch etwas, was dir Hoffnung macht und Mut gibt?

So ein Interview wie dieses hier zum Beispiel – das gibt mir Hoffnung. Auch die Kirche kann für transidente Menschen ein Ort sein, wenn man dort, wie hier, offen aufgenommen wird und auf tolerant eingestellte Strukturen trifft. Mut macht mir außerdem, dass ein großer Teil der jungen Generationen offener ist und heute viel mehr Möglichkeiten hat, sich zu informieren – durch Globalisierung, das Internet und vieles mehr. Dadurch haben sie die Chance, es besser zu machen, freier aufzuwachsen und weniger eingeengt oder engstirnig zu sein.

Ich kann mir vorstellen, dass angesichts der immer ausdifferenzierten Begriffe und der Sensibilität für die richtige Sprache auch eine gewisse Verunsicherung herrscht. Was würdest du dir im Umgang mit Menschen mit transidenter bzw. queerer Identität wünschen?

Man sollte einfach so mit ihnen umgehen, wie man mit einem guten Freund oder einem guten Menschen umgeht: respektvoll. Man kann eigentlich kaum etwas falsch machen, solange man achtungsvoll ist. Und wenn man Angst hat, etwas falsch zu sagen, dann fragt man einfach nach. Ich glaube nicht, dass sich jemand angegriffen fühlt, wenn man einmal das falsche Pronomen benutzt, weil man es nicht besser wusste. Wichtig ist, nachzufragen, sich zu korrigieren und daraus zu lernen. Respektvoll – einfach menschlich.

Lieber Aaron, vielen dank für das Gespräch und deine Offenheit.



■

Identität des Volkes Israel

Hans Ulrich Steyermanns OP

Identität spiegelt sowohl Ähnlichkeit als auch Einzigartigkeit wider. Zur Ähnlichkeit gehören jene Eigenschaften, die alle Menschen besitzen, sodann Eigenschaften, wie sie einige andere Menschen auch aufweisen. Einzigartigkeit beruht auf Eigenschaften, die kein anderer Mensch hat. Für die Identität des Volkes Israel spielen vor allem gleiche Eigenschaften bei einigen Menschen eine Rolle, so dass sie eine Gruppe bildeten, die sich von anderen unterschied.

Die hier aufgeführten Beobachtungen stützen sich auf drei Bücher zur Identität Israels. Yair Auron, Professor für Völkermord und zeitgenössisches Judentum, hat 1990 und 2008 Studien über die israelische Identität heute durchgeführt, und die Ergebnisse der letzteren in einem Buch über israelische Identitäten bei Juden und Arabern veröffentlicht. Daraus habe ich die Unterteilung der identitätsstiftenden Merkmale in »mein Volk«, »der andere«, »der Staat« und »die Religion« übernommen. Zur Identität des biblischen Israel hat Carly L. Crouch, Professorin für Hebräische Bibel/Altes Testament und antikes Judentum in Nijmegen, zwei Bücher verfasst. 2014 erschien eines, in dem sie beschreibt, wie das 7. Jahrhundert v. Chr. ein prägender Zeitraum für die Ausbildung der Identität der Israeliten als Volk war. In ihrem zweiten Buch von 2021 definiert sie die Identität von Israel and Juda neu, denn »Israel« ist nur eine von mehreren Bezeichnungen für das Gottesvolk im Alten Testament. Sie meint, der Name Israel sei von den im 6. Jahrhundert v. Chr. von Juda nach Babylonien Deportierten zur Identitätsbildung verwendet worden. Doch sind ihre Ansichten zum Teil durch die Entdeckung von babylonischen Keilschrifttafeln überholt, die eine Siedlung judäischer Deportierter erwähnen, die auf Babylonisch Al Jachudu hieß, was Stadt Judas bedeutet. Von den Babyloniern wurden die Deportierten demnach als Judäer und nicht als Israeliten wahrgenommen. Damit ist schon ein Punkt der Identitätsbildung angesprochen, nämlich wie der andere mich sieht und wie ich den anderen sehe.

Die älteste bekannte Erwähnung Israels verdankt sich dem Blick der anderen. Sie befindet sich auf einer Stele in der Merenptah, wo ein ägyptischer Pharao (ca. 1213–1203 v. Chr.) über einen Feldzug berichtet. Israel ist nicht mit den Hieroglyphen für Fremdland, sondern mit denen für Personen geschrieben. Israel bezeichnete also eine Menschengruppe. Die Israeliten waren Menschen, die außerhalb von

Städten samt Umland in Kanaan siedeln. Mit »Kanaan« fällt jener Name für den anderen, von dem Israel sich in der Bibel immer unterscheiden soll. Doch sprachlich ist Israel mit Kanaan verwandt, denn das Hebräische ist ein kanaänäischer Dialekt.

Hebräer – noch eine Identität!

Hebräer dürfte auf die Zugehörigkeit zu einer gesellschaftlichen Schicht als Identitätsmerkmal hinweisen. Deuteronomium 15,12 schreibt vor, dass ein Hebräer oder eine Hebräerin nur sechs Jahre auf dem Bauernhof eines Israeliten oder einer Israelitin in Unfreiheit dienen soll und im siebten Jahr freigelassen werden muss. Der Hebräer wird zudem als Bruder bezeichnet, was hier bedeutet, dass er den vom Deuteronomium angesprochenen Israeliten gesellschaftlich gleichgestellt war. Der Begriff Hebräer dürfte mit einem Wort verwandt sein, mit dem Stadtkönige im 2. Jahrtausend v. Chr. in Briefen an den Pharao Horden von Gesetzlosen benannt hatten, die außerhalb der befestigten Städte lebten und die Gegend unsicher machten.

Die Bildung von Identität ist eine kulturelle Leistung. Identität entsteht aus der Lebensweise, der Sprache, dem Lebensraum. Identität entsteht aber auch aus der Geschichte, die man über sich und die eigene Herkunft erzählt. Das Deuteronomium gibt den Wortlaut zweier Erzählungen vor, welche die Identität der Israeliten definieren. In der ersten spricht der Israelit:

»Mein Vater war ein heimatloser Aramäer. Er zog nach Ägypten, lebte dort als Fremder mit wenigen Leuten und wurde dort zu einem großen, mächtigen und zahlreichen Volk. Die Ägypter behandelten uns schlecht, machten uns rechtlos und legten uns harte Fronarbeit auf. Wir schrien zum Herrn, dem Gott unserer Väter, und der Herr hörte unser Schreien und sah unsere Rechtlosigkeit, unsere Arbeitslast und unsere Bedrängnis. Der Herr führte uns mit starker Hand und hoch erhobenem Arm, unter großem Schrecken, unter Zeichen und Wundern aus Ägypten, er brachte uns an diese Stätte und gab uns dieses Land, ein Land, in dem Milch und Honig fließen.« (Dtn 26, 5–9)

Diese Worte bringen weitere Eigenschaften zur Sprache, die Identität ausmachen: Familie, Volkszugehörigkeit, Religion, geschichtliche Erfahrungen. Mit dem Vater ist der Stammvater Jakob gemeint, der von Gott in Israel umbenannt worden war. Der Hinweis auf den (Stamm-)Vater ist eine biologische Identitätsbestimmung, die Volkszugehörigkeit begründen soll. Denn der Vater gehörte dem Volk der Aramäer an. Er verbrachte zwei Jahrzehnte am Euphrat, wo die Aramäer siedelten. Die Erlebnisse des Stammvaters gehören zur Geschichte des Volkes, das sich auf ihn zurückführt. Jakob hatte zwölf Söhne, wanderte in Kanaan ein und zog später wegen einer Hungersnot von dort weg nach Ägypten.

Die zweite wichtige Erzählung Israels über ihre Herkunft ist die vom Auszug aus Ägypten. Hier spielt das Identitätsmerkmal der Religion hinein. Israel ist das Volk des Gottes, der die Befreiung aus Ägypten bewirkt und ihm Heimat gegeben hat.

Israel versteht sich selbst als zweimal eingewandert, aus dem Gebiet der Aramäer und aus Ägypten. Israel erinnert sich an ein Dasein als Sklaven. Israel begründet seine Heimat religiös als Gabe Gottes. Die Geschichte vom Auszug aus Ägypten



ten und der Gabe des Landes wird in Deuteronomium 6,20–25 als Belehrungstext vorgeschrieben, den ein Vater seinen Kindern beibringen soll.

Was man über sich lernt, gehört zu den kulturellen Teilen der Identität. Kultur ist Konstruktion und Konvention. Ein alter Bibeltext, das Deboralied in Richter 5,14–31, lässt andere Identitäten erkennen. Da ist von den Stämmen Efraim, Machir, Sebulon, Issachar, Ruben, Gilead, Dan und Ascher die Rede. Wichtiger als die Volkszugehörigkeit war wohl die Stammeszugehörigkeit. Die Sippen des Stammes führten ihre Gruppenidentität auf die Abstammung von einem Stammvater zurück oder bezogen sich auf die Gegend, in der sie lebten. Nicht in das Bild des Deboraliedes gehört Juda.

Um die Stämme Juda und Efraim waren im 10. Jahrhundert v. Chr. zwei Königreiche entstanden, die von »den anderen« nach den Gründern ihrer Königshäuser benannt wurden. Den Staat Juda mit der Hauptstadt Jerusalem nannten die Aramäer »*Haus Davids*« und den Staat im Norden mit Efraim als Kern nannten die Assyrer »*Haus Omris*« oder Samaria nach der Hauptstadt. Die Zugehörigkeit zu einem Staat hatte wohl die geringste Bedeutung für die Identität.

Die Frage stellt sich, wie es kam, dass die Bibel begann, die Stämme unter dem Namen »Israel« zu vereinigen. Das Buch Deuteronomium war ein Vorreiter für diese Identitätsbildung. Es entstand in Jerusalem, nachdem die Assyrer das Königreich im Norden vernichtet hatten. Beide Königreiche verehrten denselben Gott, und es war für Jerusalem ein Schock, dass der Reichsgott das Nachbarvolk den Feinden ausgeliefert hatte. Was hatte den göttlichen Zorn ausgelöst, und wie könnte man in Jerusalem Gleiches verhindern? Zur Antwort gehörte eine Rückbesinnung auf die Erzählungen von den Anfängen des Königtums unter Saul, David und Salomo, und das war ein Königtum über Israel, was zumindest bei Saul Ähnliches gemeint haben dürfte wie auf der Stele des Merenptah.

Im Alten Testament gehören zur Identität Israels auch die Niederlagen. In der Bibel schreiben nicht die Sieger Geschichte, sondern es sind die Stimmen von Verlierern zu hören, die als Sklaven, Deportierte, Fremdbeherrschte längst untergegangen wären. Aber sie leben und schrieben ihr Überleben dem wunderbaren Eingreifen Gottes zu.



Im Auf und ab der Geschichte Augustins Sicht auf christliche Identität im Wandel der Zeit

Notker Baumann

Im Jahr 410 eroberten die Westgoten unter Alarich Rom, das *caput mundi*, das »Haupt der Welt«. Dieses Ereignis wurde im gesamten römischen Reich als beispielloser Schock wahrgenommen. Nicht nur der konkrete Schaden, sondern vor allem die mentale Wirkung erschütterte die Zeitgenossen: Fast 700 Jahre lang hatte kein Feind das ewige Rom betreten. Die Stadt galt als unantastbar, geschützt durch Götter und Traditionen. Nun jedoch, nur ein Jahrhundert nach dem Herrschaftsantritt Konstantins und 30 Jahre nach der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion, wurde die altherwürdige Hauptstadt von germanischen Barbaren eingenommen.

Die Verteidiger der heidnischen Tradition sahen sich durch diese Ereignisse bestärkt. Selbst Christen wie Hieronymus waren erschüttert; er meinte gar, mit dem Untergang Roms sei der gesamte Erdkreis untergegangen. Anders reagierte jedoch Augustinus, der im sicheren Afrika lebte und von römischen Flüchtlingen über die Geschehnisse informiert wurde. Zwischen 412 und 426 schrieb er sein monumentales Werk »*De ciuitate Dei*« – »*Vom Gottesstaat*« –, um die Geschehnisse zu deuten und theologisch einzuordnen.

Im ersten Teil seines Werkes, den Büchern 1–10, verteidigt Augustinus das Christentum gegen die heidnischen Vorwürfe. Er zeigt auf, dass die heidnischen Götter weder für das Wohlergehen der römischen Gesellschaft noch für das Heil im Jenseits förderlich sind. Vielmehr sei es der allein wahre Gott, der die Geschieke der Welt lenkt. Die irdische Herrschaft werde sowohl Frommen als auch Gottlosen verliehen, und Menschen könnten aus dem Aufstieg oder Fall von Staaten keine unmittelbaren Schlussfolgerungen ziehen.

Augustinus greift in diesem Zusammenhang auf historische Argumente zurück. So betont er, dass die Westgoten die christlichen Kirchen Roms verschonten, während die sonstigen Gräueltaten allgemeinem Kriegsbrauch entsprachen. Diese Schonung sei ein Gunsterweis des christlichen Gottes und selbst Heiden zugekommen. Doch auch jenseits dieser Argumente macht Augustinus deutlich, dass Katastrophen wie der Fall Roms keine Sondererscheinung des christlichen



P. Hans Ulrich Steymans OP, Dr. theol., Mag. Phil., war Professor für Altes Testament an der Universität Fribourg/Schweiz. Zurzeit begleitet er Studenten des Dominikanerordens in Wien.



Zeitalters sind. Er erinnert an frühere historische Unglücke, wie die Eroberung Roms durch die Gallier (387 v. Chr.) und das ›Caudinische Joch‹, die Niederlage gegen Hannibal bei Cannae (216 v. Chr.) und die Bürgerkriege der Spätzeit der Republik.

Obwohl Augustins historische Beispiele die Universalität von Katastrophen unterstreichen, erkennt er selbst die Grenzen dieser Argumentation. Auf heidnischer Seite hätte man ebenso gut betonen können, dass Rom trotz zahlreicher Niederlagen wieder erstarkte – etwa durch den Prinzipat des Augustus.

Im zweiten Teil seines Werkes, den Büchern 11–22, entwickelt Augustinus seine Theologie der Geschichte. Er beschreibt die Weltgeschichte als einen Konflikt zwischen zwei unsichtbaren Reichen: der *ciuitas Dei* (›Gottesstaat‹) und der *ciuitas terrena* (›irdischer Staat‹). Diese Reiche stehen für zwei gegensätzliche Prinzipien. Der Gottesstaat ist von der Liebe zu Gott (*amor Dei*) geprägt, während der irdische Staat von der Selbstliebe (*amor sui*) bestimmt wird.

Nach Augustinus umfasst die *ciuitas Dei* alle Gerechten seit Abel, unabhängig von der Zeit, in der sie leben. Nicht alle Mitglieder der sichtbaren Kirche sind auch Bürger des himmlischen Staates, wenngleich jene diesen vorbildet. Die *ciuitas terrena* hingegen steht für die egoistischen Bestrebungen der Menschheit. Die eigentliche Trennung zwischen diesen beiden Reichen wird erst am Ende der Zeiten, beim Jüngsten Gericht, offenbar werden.

Eine besondere Leistung von Augustinus liegt in der Entflechtung dreier Gedankengebäude, die das Christentum seit der sogenannten Konstantinischen Wende (etwa festzumachen an der ›Mailänder Vereinbarung‹ der Kaiser Konstantin und Licinius im Jahr 313) prägten.

1. Relativierung irdischen Glücks: Augustinus widerspricht der Auffassung, dass der Sinn des Lebens in weltlichem Erfolg, in Reichtum, Macht und Ehre liegt. Christen wie Heiden seien gleichermaßen den Wechselfällen des Lebens ausgesetzt. Der Glaube ist zwar keine Garantie für ein glückliches diesseitiges Leben, allerdings gehen Christen anders mit ihrem Schicksal um, weil sie wissen, dass ihr eigentliches Ziel das jenseitige Gottesreich ist. Irdische Not wird bei Augustinus also nicht wegdiskutiert, aber als Phänomen des Übergangs gedeutet, indem er den Blick des Menschen auf die künftige Welt lenkt.

2. Begrenzte Rolle des Staates: Der irdische Staat ist notwendig, um Ordnung zu gewährleisten, und aufgefordert, den Zugang zum himmlischen Staat zu erleichtern, bleibt aber unvollkommen. Die *ciuitas* Gottes auf Erden in Form eines paradiesischen Staates kann es nach Augustinus nicht geben. Das verhindert schon der *amor sui*, die egoistische Grundeinstellung der meisten Akteure, der im Gegensatz zum *amor Dei* steht, der diejenigen prägt, die dem Gottesstaat angehören. Die Bürger der *ciuitas Dei* müssen bis zum Ende der Geschichte als Fremde unter den mehr oder weniger schlechten Bedingungen irdischer Staatlichkeit leben. Der

himmlische Staat ›beruft während seiner irdischen Pilgerschaft aus allen Völkern seine Bürger und sammelt seine Pilgergesellschaft aus allen Sprachen, unbekümmert um den Unterschied in Lebensgewohnheiten, Gesetzen und Einrichtungen, wodurch der irdische Friede begründet und aufrechterhalten wird‹ (ciu. 19,17; Übers.: A. Schröder, BKV). Grundsätzlich kann Augustinus erklären: ›Was das irdische Leben der Sterblichen anbelangt, das sich in wenigen Tagen abspielt und endet, so ist es gleichgültig, unter wessen Herrschaft der dem Tode verfallene Mensch lebt, wenn nur die Machthaber nicht zu Gottlosigkeit und Ungerechtigkeit nötigen.‹ (ciu. 5,17) Die Bürger des Gottesstaates können und sollen Verantwortung übernehmen, beispielsweise in den Familien oder als Beamte im Staat; aber sie sollen sich nicht einbilden, das wahre Glück im Diesseits genießen zu können.

3. Keine Festlegung auf den konkreten römischen Staat: Augustinus relativiert die Bindung des Christentums an den römischen Staat und betont, dass irdische Macht kein Garant für ewiges Heil ist. Er rühmt christliche Kaiser dann, ›wenn sie ihre Macht in den Dienst der Majestät Gottes stellen, um die Gottesverehrung weithin auszubreiten; wenn sie Gott fürchten, lieben und verehren; wenn sie mehr noch das [himmlische] Reich lieben, in welchem ihnen Teilhaber der Herrschaft keine Besorgnis verursachen [...] Solch christliche Kaiser nennen wir glücklich, einstweilen durch die Hoffnung, bis sie wirklich selig sein werden, wenn der Gegenstand unserer Erwartung gekommen sein wird‹ (ciu. 5,24).

Aus all dem wird deutlich, dass das Auf und Ab der Geschichte für Christen letztlich gewissermaßen indifferent bleibt. Ob nun das Römische Reich weiterhin Bestand hat oder nicht, das ändert im Letzten an der Lage des Christen in der Welt nichts, seine Aufgabe bleibt im Auf und Ab der Geschichte immer dieselbe – er muss das Reich Gottes in den Blick nehmen und darf sich davon nicht abbringen lassen. Mit ›*De ciuitate Dei*‹ orientiert Augustinus die Bedeutung von Geschichte und Staat um und lenkt den Blick auf das jenseitige Ziel des Gottesstaates. Er entmythologisiert die römische Kaiseridee und zeigt menschliche Grenzen auf. Seine Vision einer Welt, in der sich die Menschen zwischen Gottes- und Selbstliebe entscheiden müssen, bleibt eine mahnende Reflexion über die Zerbrechlichkeit menschlicher Macht und die transzendente Hoffnung der Christen.



Notker Baumann, Dr. theol., * 1975, ist Professor für Alte Kirchengeschichte, Patrologie und Christliche Archäologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt.



Erstprofess von Fr. Johannes OSA

Am 24. August 2025 legte Frater Johannes Schubert im Rahmen eines festlichen Hochamtes in der Augustinerkirche in Wien seine ersten Gelübde im Augustinerorden ab und band sich so – zunächst für ein Jahr – an unseren Orden, in dem er dessen österreichischer Sektion, dem Regionalvikariat Wien, angehört. Mit der Erstprofess fand das Noviziatsjahr von Frater Johannes seinen Abschluss, das er in Maria Eich absolviert hatte. Frater Johannes lebt nun wieder mit den Brüdern in Wien und setzt sein durch das Noviziat unterbrochene Studium der Theologie an der Universität Wien fort.

Priesterweihe und Primiz von Br. Michael OSA

Am Samstag, 28. Juni 2025, dem Vortag des Festes Peter und Paul, feierten wir Augustiner einen besonderen Festtag: In unserer Würzburger Augustinerkirche empfing unser Bruder Michael durch Handauflegung und Gebet die Priesterweihe durch Weihbischof Ulrich Boom. Zur Weiheliturgie versammelten sich Angehörige, Freunde, Mitbrüder aus den verschiedenen Konventen der deutschen Provinz und zahlreiche Gläubige aus unserer Personalgemeinde sowie aus dem Sauerland, der Heimat des Weihkandidaten.

In seiner Predigt stellte Weihbischof Boom den Primizspruch des Neupriesters in den Mittelpunkt: *»Ich habe euch Freunde genannt.«* (Joh 15,15) Er deutete den priesterlichen Dienst als Weitergabe dieser Freundschaft Jesu: *»Wo wir weglaufen wollen, kommt uns Christus entgegen; wo wir es nicht mehr aushalten können, hält er zu uns«*, sagte Boom und ermutigte den Neupriester, Christus in seinem Handeln sichtbar zu machen. Besonders eindrücklich formulierte er: *»Merke dir das: An dir soll die Welt Christus sehen!«*

Am 5. Oktober folgte dann die Heimatprimiz in der Pfarrkirche St. Antonius der Einsiedler im sauerländischen Gerlingen. Viele Wegbegleiter aus Kindheit, Schulzeit, den Vereinen und der Gemeinde kamen zusammen, um mit Br. Michael seine erste Messe in seiner Heimatpfarre zu feiern und den Primizsegen zu empfangen.





200. Geburtstag von P. Pius Keller OSA

Geboren am 30. September 1825 kommt Johannes Keller 1849 als Diözesanpriester und Lehrer am Gymnasium in Münnerstadt zu uns. Als Jüngster wird er – nun Pius – gleich und immer wieder zum Prior gewählt. Die Brüder trauen ihm zu, dass er nach den Wirren der Säkularisation die Gemeinschaft wieder zu den Werten der christlichen Urgemeinde führen kann. Augustinus schreibt es so in seiner Regel: Ein Herz und eine Seele sein auf dem Weg zu Gott. Mehr und mehr findet sich die Gemeinschaft darin wieder und kann 1895 erneut eine Provinz in Deutschland werden. Am 15. März 1904 stirbt Pius und hinterlässt uns ein großes Lebenswerk.



Bericht zum Generalkapitel 2025

Am 1. September 2025 begann in Rom mit einer feierlichen Eucharistie in der Basilika St. Augustin, der Papst Leo XIV. vorstand, das 188. Ordentliche Generalkapitel des Ordens. In den darauffolgenden drei Wochen haben die versammelten Brüder aus allen Zirkumskriptionen (Provinzen, Vikariaten etc.) einander aus ihren Regionen berichtet, die anstehenden wichtigen und zukunftsweisenden Themen beraten und dazu Beschlüsse gefasst. Wesentlicher Teil des Kapitels war die Wahl des neuen Generalpriors. Am 9. September wurde P. Joseph L. Farrell in dieses Amt gewählt. P. Joseph, der aus der Provinz Villanova in den USA stammt, war bereits in den letzten zwölf Jahren Generalvikar und in der Ordensleitung tätig. Am 15. September besuchte Papst Leo XIV., der selbst das Amt des Generalprior zwölf Jahre innehatte, die Brüder beim Generalkapitel, das am 18. September beschlossen wurde.



P. Gisbert Kreß OSA

Am Morgen des 28. Februar 2025 verstarb im Juliusspital in Münnerstadt unser lieber Mitbruder P. Gisbert (Roland) Kreß OSA.

P. Gisbert wurde am 1. November 1937 in Würzburg geboren. Seine Kindheit verbrachte er in Opferbaum, in der Nähe unseres Konventes Fährbrück. Nach seiner Gymnasialzeit trat er in Münnerstadt ins Noviziat ein. Seine feierliche Profess legte er am 24. August 1961 ab. Zum Priester geweiht wurde er am 14. März 1964 in der Klosterkirche in Würzburg. Lange Zeit wirkte P. Gisbert in der Oberpfalz: im Studienseminar St. Augustin als Präfekt und als Kaplan und Pfarrer in Fuchsmühl – ein Ort, dem er sein Leben lang verbunden blieb. Nach Aufgaben in Germershausen, Duisburg und Maria Eich kam er 2013 ins Betreute Wohnen in St. Michael in Münnerstadt. Seit Anfang des letzten Jahres war er auf Pflege angewiesen und zog ins Juliusspital um, wo er dann wenige Wochen später verstarb.



P. Manfred Jasper OSA

Am Morgen des 29. November 2025 verstarb unser lieber Mitbruder P. Manfred (Bruno) Jasper OSA im Rhön-Klinikum in Bad Neustadt an der Saale.

P. Manfred wurde am 18. Oktober 1934 in Weddern bei Dülmen geboren. 1953 trat er als Novize in den Orden ein, legte am 30. August 1954 die zeitlichen Gelübde ab und empfing am 15. März 1959 in Würzburg die Priesterweihe. 1968 – im Alter von 33 Jahren – wählten ihn die Brüder zum Provinzial. Bis 1975 hatte er dieses Amt inne, wurde 1979 wieder als Definitior in den Provinzrat und im Mai 1983 erneut zum Provinzial gewählt, was er bis 1991 blieb. Danach lebte er bis zuletzt im Konvent St. Josef in Münnerstadt.

P. Manfred war vielseitig begabt, den Menschen zugewandt und für viele ein wichtiger Mensch. Für unsere Provinz und unsere Gemeinschaft war er ein Segen. Mit vielen anderen werden wir ihn vermissen und vertrauen, dass er jetzt in der Freude und Gegenwart Gottes lebt.

A portrait of a young man with short, dark hair and a light beard, looking directly at the camera. He is wearing a black hooded sweatshirt. The background is a plain, light gray.

komm ich mir
auf die spur, wenn ich
mit mir selbst rede?

seh ich mich,
wenn ich mich –
im spiegel sehe?

liege im bett,
steh auf dem flur,
sitze im sessel,
fahre im auto –
rieche mich,
spüre mich,
fühle – mich?

glaube nicht, dass
ich allein ich
sein kann.
ohne du,
wer wäre ich?

P. Lukas OSA

A solid white square located at the bottom left of the image.